

zwei Pfeiler wahr, die wohl Beine waren. Der Mann versuchte, sich in eine sandfarbene Wolke hineinzuschieben, doch die Wolke entschwebte in den warmen weißen Himmel. Jetzt schlief Rosemary endgültig ein.

Als sie schweißbedeckt aufwachte, war der Strand menschenleer bis auf den Mann mit der Jockeymütze, der einen letzten Schirm zusammenklappte. Während Rosemary noch blinzeln dalag, kam er auf sie zu.

»Ich hätte Sie vor dem Wegfahren geweckt. Es tut nicht gut, sich gleich einen Sonnenbrand zu holen.«

»Danke.« Rosemary sah auf ihre knallroten Beine herunter. »O Himmel!«

Sie lachte vergnügt auf in der Hoffnung, ein Gespräch in Gang zu bringen, aber Dick Diver war schon dabei, ein Zelt und einen Strandschirm zu einem wartenden Automobil zu tragen. Rosemary ging ins Wasser, um sich den Schweiß abzuspülen. Gleich darauf war er wieder da, las einen Rechen, eine Schaufel und ein Sieb auf und verstaute alles in einer Felsspalte. Prüfend sah er nach rechts und nach links, um sicherzugehen, dass er nichts vergessen hatte.

»Wissen Sie, wie spät es ist?«, fragte Rosemary.

»Ungefähr halb zwei.«

Sie blickten einen Augenblick gemeinsam aufs Meer hinaus.

»Keine üble Zeit«, sagte Dick Diver. »Nicht die schlechteste Zeit des Tages.«

Er sah sie an, und einen Moment lebte sie in den leuchtendblauen Welten seiner Augen, bereitwillig und voller Vertrauen. Dann schulterte er das letzte Stück seiner Siebensachen und ging zu seinem Auto hoch, und Rosemary watete aus dem Wasser, schüttelte den Bademantel aus und kehrte ins Hotel zurück.

Es war fast zwei, als sie den Speisesaal betraten. Über den verlassenen Tischen schwankte im Takt der Pinien vor dem Fenster ein schwerfälliges Muster aus Balken und Schatten. Zwei Kellner, die Teller stapelten und sich in lautstarkem Italienisch unterhielten, verstummten, als sie hereinkamen, und servierten ihnen die inzwischen schon etwas mitgenommenen Gerichte von der Table d'hôte.

»Ich habe mich am Strand verliebt«, sagte Rosemary.

»In wen?«

»Erst in eine ganze Gruppe netter Leute. Dann in einen Mann.«

»Hast du mit ihm gesprochen?«

»Nur kurz. Er sieht sehr gut aus. Rötliches Haar.« Sie aß heißhungrig. »Aber er ist verheiratet. Wie die meisten.«

Ihre Mutter war Rosemarys beste Freundin und hatte ihr Letztes gegeben, um sie zu lenken und zu leiten, was am Theater nicht so selten ist; allerdings lag hier der Fall insofern anders, als Mrs. Elsie Speers darin keine Entschädigung für eigenes Scheitern sah. Sie selbst blickte auf ihr Leben weder mit Bitterkeit noch mit Groll zurück – zwei befriedigende Ehen und eine zweifache Witwenschaft hatten ihre heitere Gelassenheit zunehmend gefestigt. Ihr erster Mann war Kavallerieoffizier, der zweite Militärarzt gewesen, und beide hatten ihr ein wenig Geld hinterlassen, das sie nach Möglichkeit unangetastet Rosemary übergeben wollte. Sie hatte Rosemary nicht geschont und ihr dadurch zu einer gewissen Härte verholfen, hatte selbst weder Mühe noch Hingabe gescheut und damit bei Rosemary einen Idealismus gefördert, der sich zur Zeit ganz auf die Mutter konzentrierte und die Welt durch deren Augen sah, so dass Rosemary, wenngleich ein »naives« Kind, doppelt geschützt war – durch den Panzer ihrer Mutter und durch ihren eigenen. Sie hegte ein durchaus erwachsenes Misstrauen gegenüber dem Trivialen, Oberflächlichen, Gewöhnlichen. Nach Rosemarys plötzlichem Erfolg beim Film aber fand Mrs. Speers, dass es an der Zeit sei, sie seelisch zu entwöhnen. Sollte sich dieser etwas ungebärdige, atemlose und anspruchsvolle Idealismus nicht mehr ausschließlich auf ihre Person richten, würde sie das nicht kränken, sondern freuen.

»Dann gefällt es dir also hier?«, fragte sie.

»Es könnte noch ganz lustig werden, wenn wir diese Leute kennenlernen würden. Es waren auch noch andere da, aber die waren nicht nett. Sie haben mich erkannt. Wohin man auch kommt – *Daddy's Girl* haben sie alle gesehen.«

Mrs. Speers wartete, bis die Glut der Eigenliebe sich gelegt hatte, dann sagte sie nüchtern: »Wobei mir einfällt: Wann gehst du zu Earl Brady?«

»Heute Nachmittag vielleicht, wenn du dich ausgeruht hast.«

»Geh du nur, ich komme nicht mit.«

»Dann warten wir bis morgen.«

»Ich möchte, dass du allein gehst. Es ist nicht weit – und schließlich sprichst du ja Französisch.«

»Könnte ich nicht auch mal etwas bleibenlassen, Mutter?«

»Dann meinetwegen später – aber bis zu unserer Abreise muss es erledigt sein.«

»Gut, Mutter.«

Nach dem Mittagessen überkam beide jene plötzliche Mattigkeit, die amerikanische Reisende an ruhigen Orten im Ausland gern heimsucht. Keine Reize, die auf sie einwirkten, keine Stimmen, die von draußen nach ihnen riefen, keine Bruchstücke eigener Gedanken, die ihnen unvermittelt aus den Köpfen ihrer Mitmenschen entgegenkamen, und da ihnen der Lärm des Weltreichs fehlte, hatten sie das Gefühl, das Leben sei hier zum Stillstand gekommen.

»Wir bleiben nur drei Tage, ja?«, sagte Rosemary, als sie wieder auf ihren Zimmern waren. Draußen verwirbelte ein leichter Wind die Wärme, drückte sie durch das Gezweig und schickte kurze heiße Böen durch die Jalousien.

»Und was ist mit dem Mann, in den du dich am Strand verliebt hast?«

»Ich liebe nur dich, Mutter.«

In der Hotelhalle erkundigte sich Rosemary bei Gausse Père nach Zugverbindungen. Der Portier, der sich in hellbraunem Khaki am Empfang lümmelte, sah stur zu ihr hin, dann aber entsann er sich mit einem Ruck der Umgangsformen seines Metiers. Sie nahm den Bus zum Bahnhof, in dem auch zwei servile Kellner saßen, deren ehrerbietige Scheu sie peinlich berührte. »Los, redet doch«, hätte sie am liebsten gedrängt, »vergnügt euch, mich stört das nicht.«

Das Erste-Klasse-Abteil war stickig; die bunten Reklamekarten der Eisenbahngesellschaften – der Pont du Gard in Arles, das Amphitheater von Orange, Wintersport in Chamonix – wirkten lebendiger als das lang hingestreckte reglose Meer vor den Fenstern. Anders als amerikanische Züge, die – ganz mit ihrem eigenen aufregenden Leben beschäftigt – für Menschen in einer anderen, weniger temporeichen und atemlosen Welt nur Verachtung übrig hatten, war dieser Zug Teil der Landschaft, die er durchmaß. Sein Atem blies den Staub von den Palmblättern, die Asche vermischte sich mit trockenem Dung in den Gärten. Rosemary dachte bei sich, dass sie sich bequem aus dem Fenster lehnen und während der Fahrt Blumen hätte pflücken können.

Zehn, zwölf Droschkenkutscher dösten in ihren Fuhrwerken vor dem Bahnhof von Cannes. Drüben auf der Promenade kehrten die vornehmen Geschäfte und großen Hotels der sommerlichen See blinde, eiserne Masken zu. Unvorstellbar, dass es hier jemals eine »Saison« gegeben hatte, und Rosemary – auch sie konnte sich den Zwängen des Herkömmlichen nicht ganz entziehen – überkam eine gewisse Befangenheit, als ließe sie eine ungesunde Neigung zum Morbiden erkennen, als fragten sich die Leute, was sie wohl hier zu suchen hatte, in dieser Atempause zwischen den Lustbarkeiten des vergangenen und denen des kommenden Winters, während oben im Norden das wahre Leben toste.

Als sie mit einer Flasche Kokosnussöl aus einer Drogerie kam, kreuzte eine Frau, in der sie Mrs. Diver erkannte, mit einem Arm voller Sofakissen ihren Weg und ging zu einem in der Nähe geparkten Wagen. Ein schwarzer Hund mit langem Körper und kurzen Beinen bellte sie an, ein dösender Chauffeur fuhr jählings hoch. Sie stieg ein, das schöne Gesicht starr und beherrscht, die Augen tapfer und wachsam, und sah gradeaus ins Leere. Ihr Kleid war leuchtend rot, die braunen Beine waren nackt. Ihr Haar war dicht und dunkelgoldfarben wie das Fell eines Chow-Chow.

Rosemary, die bis zur Abfahrt ihres Zuges eine halbe Stunde Zeit hatte, setzte sich ins Café des Alliés auf der Croisette, wo Bäume die Tische in grünes Dämmerlicht tauchten und eine Band ein imaginäres Publikum von Kosmopoliten mit dem Nizza-Karnevalslied und letztjährigen amerikanischen Schlagern umwarb. Sie hatte für ihre Mutter *Le Temps* und *The Saturday Evening Post* gekauft, schlug, während sie ihre Zitronenlimonade trank, in letzterer die Memoiren einer russischen Prinzessin auf und empfand die matten Konventionen der neunziger Jahre als realer und ihr näher als die Schlagzeilen der französischen Zeitung. Es war das gleiche Gefühl, das sie im Hotel bedrückt hatte: Gewohnt, die krassesten Absurditäten eines Kontinents dick unterstrichen als Komödie oder Tragödie zu sehen, nicht ausgebildet in der Kunst, das Wesentliche für sich herauszufiltern, fand sie das Leben in Frankreich mittlerweile schal und leer. Verstärkt wurde dieses Gefühl noch durch die traurigen Weisen der Band, durch die sie an jene schwermütige Musik erinnert wurde, die in Varietés die Darbietungen von Akrobaten zu begleiten pflegten. Sie war froh, als sie wieder im Hotel war.

Da sich durch Rosemarys Sonnenbrand am nächsten Tag das Schwimmen verbot, mieteten sie und ihre Mutter einen Wagen – nach langem Feilschen, denn Rosemary hatte ihre Wertvorstellungen von Geld in Frankreich gelernt – und fuhren an der Riviera, der Mündung vieler Flüsse, entlang. Der Chauffeur, ein russischer Zar aus der Zeit Iwans des Schrecklichen, fungierte als selbsternannter Reiseführer, und die glanzvollen Namen – Cannes, Nizza, Monte Carlo – begannen durch ihre träge Tarnung hindurch zu glühen, raunten von alten Königen, die zum Speisen oder Sterben hergekommen waren, von Rajahs, die englischen Tänzerinnen Buddha-Augen zugeworfen hatten, von russischen Fürsten, die in den versunkenen Kaviartagen ihre Wochen hier in die Weißen Nächte des Nordens verwandelt hatten. Vor allem aber die Fährte der Russen in Gestalt ihrer geschlossenen Buchhandlungen und Lebensmittelgeschäfte zog sich an der ganzen Küste entlang. Vor zehn Jahren hatte man, als die Saison zu Ende war, die Pforten der orthodoxen Kirche zugesperrt und den von den Russen bevorzugten süßen Champagner weggeräumt. »Also dann bis zur nächsten Saison«, hieß es, aber das war voreilig, denn sie kamen nie wieder.

Es war schön, am Spätnachmittag ins Hotel zurückzufahren, hoch über einer See, die so geheimnisvoll gefärbt war wie die Achate und Karneole der Kinderzeit, milchig weiß, blau wie Wäschelauge, weinrot. Es war schön, an Menschen vorbeizufahren, die draußen vor der Tür beim Essen saßen, und den penetranten mechanischen Klavieren hinter den Weinranken ländlicher *estaminets* zuzuhören. Als sie von der Corniche d'Or abbogen und

durch die in vielen Grüntönen gestaffelten dunkelnden Baumreihen zum Hotel Gausse führen, schwebte schon der Mond über den Ruinen des Aquädukts...

Irgendwo in den Bergen hinter dem Hotel wurde getanzt, und in dem geisterblassen Mondlicht, das durch ihr Moskitonetz drang, lauschte Rosemary der Musik, begriff, dass irgendwo auch Fröhlichkeit war, und dachte an die netten Leute am Strand. Vielleicht würde es ihr morgen früh gelingen, sie kennenzulernen, aber offenbar bildeten sie eine kleine Gruppe, die sich selbst genug war, und sobald sie ihre Schirme, Bambusmatten, Hunde und Kinder verteilt hatten, war dieser Teil der *plage* im wahrsten Sinne des Wortes umfriedet. Auf keinen Fall, nahm sie sich vor, würde sie die restlichen beiden Vormittage bei der anderen Gruppe verbringen.